GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS

Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen

Für Matthäus

Petra Bahr

HALTUNG ZEIGEN

Ein Knigge nicht nur für Christen

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU 0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. Auflage
Copyright © 2010 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlagmotiv: © Fotolia, Eric Isseleé
Satz: Satz!zeichen, Landesbergen
Druck und Einband: CPI Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-579-06551-9

www.gtvh.de

INHALT

Rückenschule 6

Kein Halten mehr 20

Der andere Knigge 32

Höflichkeit 42

Haltung des Herzens 48

Freimut 52

Tapferkeit 58

Besonnenheit 68

Klugheit 74

Dankbarkeit 84

Demut 100

Humor 118

Barmherzigkeit 130

Maß 138

Muße 150

Literatur 159

RÜCKENSCHULE

»Halt Dich gerade, Mädchen«, hat meine Großmutter immer gesagt. Mit dieser Mahnung wollte sie nicht meine Lümmelei bei Tisch korrigieren, obwohl sie auf guten Manieren beim Essen bestand. »Halt Dich gerade« war auch kein Appell gegen eingezogene Schultern, mit denen die Dreizehnjährige ihre Unsicherheit in Körpersprache übersetzte. Haltungsschäden befürchtete sie wohl, mit ihrem Hinweis nörgelte sie allerdings nicht an meiner schlechten Erziehung herum. Das stete »Halt Dich gerade« zielte auf den inneren Anstand, der sich auch bei der Enkelin gut entwickeln möge. »Halt Dich gerade«, ermunterte sie mich deshalb immer, wenn ich schlecht geschlafen hatte, weil mich mein Gewissen plagte oder eine schwierige Entscheidung anstand. Ansonsten ließ sie mich mit meinen Überlegungen allein. Sie vertraute darauf, dass ich schon selbst herausfinden würde, wie ich mit geradem Rückgrat aus einer heiklen Situation heraus käme. Der kleine Satz war Maßstab und Aufmunterung genug.

Ich hätte ihren Hinweis sicher als eines dieser geflügelten Worte abgetan, mit denen Ältere bisweilen die eigene Lebensweisheit an die nächste Generation weitergeben. Von der geronnenen Erfahrung merken die Jüngeren allerdings wenig, weil der erhobene Zeigefinger im Wege steht. Dass dieser Satz mir zu einem Lebensbegleiter wurde, den ich ernst nehmen konnte, lag daran, dass meine Großmut-

ter dafür gebürgt hat, wie er sich vor meinen Augen entfaltete. »Halt Dich gerade« – dieses Motto hat sie sich auch selbst morgens vor dem Spiegel zugerufen. Deshalb klang dieser Satz auch nicht vorwurfsvoll. Ihr eigenes Leben war Anschauung für die Art Haltung, die eine große innere Freiheit mit einer ungewöhnlichen Zugewandtheit im Umgang mit den Menschen verband. Auch äußerlich hielt sie sich gerade, obwohl sie allen Grund gehabt hätte, sich unter der Last eines schweren Lebens zusammenzukrümmen. Bis ins hohe Alter, als die Zeit den Rücken schon gebeugt hatte, ging sie so aufrecht, wie sie es eben mit einiger Anstrengung schaffte. Nachlässigkeit, auch in äußerlichen Dingen, war für sie ein Zeichen der mangelnden Achtung vor der Umgebung, in der sie lebte. Sogar gute Kleidung war für sie weniger eine Frage des Stylings als die Weise, mit Bluse und Tuch den Anlass des Tages und des Gegenübers zu würdigen. Sie wollte sich bis ins hohe Alter nicht gehen lassen. Vielleicht hatte sie manchmal Sorge, so ihre innere Fassung zu verlieren. Ein wenig eitel war sie auch. Trotzdem konnte sie großzügig über Äußerlichkeiten hinwegsehen. Vor allem Jugendliche im schwierigen Alter merkten das sofort. Grün gefärbte Haare, Nasenpiercings und ungewaschene Hälse überging die alte Dame lässig, wenn es darum ging, mit den Enkeln oder deren weitgestreutem Freundeskreis das Verhältnis zu Lehrern oder Eltern wieder

in Ordnung zu bringen. Für die Etikette, die – komme, was wolle – den äußeren Schein wahrt oder einer fraglosen Konvention des »man tut das aber« folgt, hätte sie nur milden Spott übrig gehabt. Aber Arroganz oder Gleichgültigkeit ließ sie niemandem durchgehen, ob in Seidenkleid oder zerfetzter Jeans.

Von großen Worten über Moral hielt sie nichts. In meiner Erinnerung hat sie auch nie über den Verfall der Werte, das ungehörige Benehmen der Jugend oder die Sittenlosigkeit der Politiker geschimpft. Diese Art der kulturpessimistischen Welteindunkelei wäre ihr wohl larmoyant vorgekommen. Selbstmitleid mochte sie genauso wenig wie Menschen, die sich bei Kaffee und Kuchen an ein ominöses Früher erinnern, in dem alles besser war. »Diese alten Leutchen leben nur in der Vergangenheit«, kommentierte sie noch als über Achtzigjährige den Rückwärtsblick mancher Freundinnen mit einer Spur von Ungehaltenheit in der Stimme. Die innere Form, die ihr in den schweren Zeiten des Lebens Halt gab, hat Menschen weit über ihren Tod beeindruckt, vermutlich, weil sie so wenig Aufhebens um sich machte. Nun könnte man meinen, meine Großmutter wäre mit dieser Lebensweise die typische Repräsentantin ihrer Generation von Frauen, die ihr Leben für andere aufgeopfert haben. Über Todesanzeigen steht dann ein Verslein, das der Selbstlosigkeit der Verstorbenen ein Denkmal setzt. »Sie lebte für andere.« Oder »Arbeit war ihr Leben«. Manchmal sehe ich dieses Lebensskript in den Gesichtern alter Frauen. Vor langer Zeit blickten sie sicher einmal keck und voller Lebenslust in die Welt. Dann haben der Krieg, die Entbehrungen der Jahre danach, die vielen Tode und

die stete Sorge um die vaterlosen Kinder den Glanz aus den Augen gewischt. Sie sehen mit einer Müdigkeit in die Welt, gegen die kein Schlaf mehr hilft.

So hätte meine Großmutter ohne weiteres werden können. Sie teilt das Schicksal dieser Frauen. Wundersamerweise war sie so nicht. Ihre Augen waren bis ins hohe Alter hellwach. Ihre Lebenshaltung wirkte unangestrengt und heiter. Sie wollte nichts Besonderes, ja nicht mal besonders gut sein, aber sie hatte einen ausgeprägten Sinn fürs gute Leben, konnte genießen, feiern und sogar feierlich mit sich alleine sein. Nein, selbstlos war sie nicht. Sie verausgabte sich manchmal bis zur Erschöpfung und gab viel von sich an andere, aber sie hatte ein Selbst, auf das sie achtete. Bisweilen, wenn die Familie oder die Menschen, um die sie sich sorgte, ihr unbotmäßig nahe kamen oder ihr etwas unter die Haut ging, zog sie einen Zaun um sich herum. Betreten verboten! Für eine kurze Zeit konnte die Welt bleiben, wo der Pfeffer wächst: für die Spanne eines Mittagschläfchens, für die Dauer eines Spaziergangs oder die Länge eines Gebets zog sie sich zurück. Besonders die letzte Fähigkeit finde ich im Rückblick bemerkenswert. Beten war ihr so selbstverständlich wie ein Telefonieren. Beides tat sie ausgiebig. Sie redete mit Gott ohne verquaste Kirchenvokabeln, ganz so, wie sie sonst auch redete. Manchmal freundlich, manchmal mit verhaltener Enttäuschung in der Stimme, manchmal voller Übermut, immer aber mit Respekt und Pausen, die dem Gegenüber die Chance boten, etwas einzuwerfen, nachzufragen oder Zustimmung zu äußern. Kleine Zeichen deuteten darauf hin, dass sie nicht nur den Nächsten, sondern ganz biblisch auch sich selbst von

Herzen lieben konnte. Der Tisch mit den Blumen und dem feinen Geschirr, den sie nur für sich allein eindeckte. Das Lieblingsessen, Hasenpfeffer mit Apfelkompott, mit Hingabe zubereitet. Die Sendung im Radio, bei der sie sich nicht stören ließ. Sie hatte ein Gefühl für sich selbst. Für ihre Lebenskunst brauchte sie keine Zuschauer. Wahrscheinlich hätte sie mich deshalb ausgelacht, wenn ich ihr noch erzählen könnte, dass sie die Hauptfigur in einer Einleitung zu einem Buch ist, das ihr eigenes Lebensmotto im Titel trägt.

Was ihr diese Lebenshaltung stiftete, war allerdings so altmodisch wie die gehäkelten Handschuhe, die sie gegen die Wetterfühligkeit der Hände überstreifte: Demut und Tapferkeit, Freimut und Barmherzigkeit, Treue und Besonnenheit, dazu das, was der christliche Glaube in ihr formte: Glaube, Liebe und Hoffnung. Ihr feiner Humor, ihr Charme und die unverhohlene Neugier auf die Welt verhinderten, dass man sie zu der Art »Gutmenschen« zählte, die man zwar von ferne bewundern, aber möglichst nicht zu nah an sich heran lassen will, weil sie einem mit ihrer Perfektion ein schlechtes Gewissen machen. Wer sich für moralisch überlegen hält, kann ja sehr herablassend sein. Das kann ziemlich auf die Nerven gehen oder sogar Beklemmungen auslösen, vor allem, wenn diese Moral vom stirnrunzelnden »Ich weiß, was gut für Dich ist« begleitet wird. Heute würde man die Fähigkeit des unverkrampften Wohlwollens gegenüber Freunden und Fremden vielleicht Empathie nennen. Oder schlicht »Nächstenliebe«. Nächstenliebe ist freilich in erster Linie kein überschäumendes Gefühl, sondern das Vermögen, vom Anderen her zu denken, und zwar so, dass

dieser nicht als Umweg zur eigenen Selbstbestätigung gebraucht wird. Die richtige Distanz räumt der Zugewandtheit zum Anderen die nötige Luft zum Atmen ein. Aufgezwungene Zutraulichkeit sucht dagegen in der Regel nur sich selbst über den Umgang des Anderen.

Wer den Abstand zwischen Desinteresse und Zugewandtheit wahrt, macht nicht durch aufgedrängte Umarmungen, stete Nachfragen oder künstliche Küsse auf sich aufmerksam. Solcher plakativen Menschenliebe geht es nur um sich selbst. Diskretion und Takt gehören zum Wesen angebotener Freundschaft. Meine Großmutter war trotz ihrer überzeugenden Lebenshaltung alles andere als perfekt. Wie geschickt sie ihre Schwerhörigkeit einsetzte, wenn sie einen Gesprächsverlauf gerne in eine andere Richtung schieben wollte. Das war nicht sehr tugendhaft. Ihre Ungeduld, gepaart mit ihrem ausgeprägten Ordnungssinn, den ich als Kind ziemlich übertrieben fand, konnte einen schon in den Wahnsinn treiben. Zum Glück verlangte sie auch von anderen keine Perfektion. Sie gab sich keine Mühe, eine fügsame alte Dame zu sein. Schwiegersöhne, Pastoren, Ärztinnen und Postboten mussten so manch überraschenden und unlogischen Widerspruch herunterschlucken. Das war manchmal ziemlich anstrengend. Es scherte sie nämlich nicht, was andere von ihr hielten. Da hielt sie es mit dem Freiherrn Knigge. Dieser gelassene Umgang mit den eigenen und fremden Ansprüchen gehörte zum Geheimnis ihrer Glaubwürdigkeit.

Viel besser als die Fehlerfreiheit sei die Vergebungsbereitschaft, hat die Großmutter immer gesagt – und dabei auch sich selbst ins Verzeihenkönnen einbezogen. Auch

Scheitern können will offenbar geübt sein. Mit sich selbst barmherzig sein ist manchmal schwerer, als bei anderen leichtherzig über kleine Macken hinwegzusehen. Wie viel schwerer ist es, mit sich gnädig zu sein, wenn man auf ganzer Linie versagt hat. Vielleicht war diese Fähigkeit zur Vergebung der Schlüssel zu ihrer Liebe zu den Menschen mit Ecken und Kanten. Die stete Erinnerung »Haltung zeigen!« zog keine Patentrezepte nach und hatte nichts von einem Appell, mit dem sie ihre Umgebung malträtierte. Tugendkataloge, wie sie seit der Antike überliefert sind, hätte sie sicher nicht behandelt wie Listen, die sie abends mit rotem Stift abarbeitet, bevor sie das Nachtgebet spricht. Es hätte sie sicher befremdet, wenn ich ihr erzählt hätte, dass große Gelehrte im Mittelalter dicke Bücher mit der Überlegung gefüllt haben, ob die Klugheit die höchste Tugend sei oder doch die Weisheit den Preis der Meistertugend bekommt. »Warum soll denn eine Tugend an der Regierung sein? Sie können sich die Arbeit doch teilen«, hätte sie den Streit auf ihre Weise beendet. Auch die Ordnungsgefüge der alten Tugendethiken hätte sie wohl eher beiläufig zur Kenntnis genommen. Was unter dem Lemma »Tugend« im Lexikon zu finden ist, ist schnell zusammengefasst. Da sind die Kardinaltugenden, die nicht so heißen, weil ein Mann in roter Soutane sie für sich beansprucht hätte. Nach dem lateinischen Begriff »cardo« sind sie in der antiken Philosophie der Dreh- und Angelpunkt der menschlichen Existenz: Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Maß. Auf sie satteln die christlichen Tugenden, die auf den Dreiklang des Apostels Paulus gestimmt sind – Glaube, Liebe, Hoffnung – und später beliebig erweitert wurden: Demut und

Güte, Sanftmut, Geduld, Barmherzigkeit und Dankbarkeit. Sogar das Gebet kann manchem Kirchenvater zur Tugend werden, als Haltung, die mit Gott im Gespräch das Leben meistert. Für Philipp Melanchthon ist das Gebet gar die wichtigste Tugend, »ein Licht und Trost ist in aller Fähigkeit unseres Lebens und ist die Wurzel aller Tugenden«. Sie wird schon allein deshalb zur Meistertugend, weil in ihr deutlich wird, dass Haltung, die Halt gibt, aus Beziehung lebt. Außerdem versichern sich die Betenden eines Haltes, der in dieser Welt frei und unabhängig macht.

Ob ihre Haltungen unzeitgemäß oder einfach nur zeitlos sind, hat im Rückblick auf ihr Leben aus der Perspektive der Enkelin interessiert. Ich wollte mehr über die Hintergründe wissen, die den Menschen prägten, der mich sicher neben den eigenen Eltern am meisten beeinflusst hat. Ihre Freude an dem, was sein soll, ist mir noch viele Jahre nach ihrem Tod so stark im Gedächtnis geblieben, dass ich ihren Haltungen auch in der Gegenwart Einiges zutraue. Deshalb teilen sich berühmte Kirchenmänner, ihre preußische Erziehung und Freiherr Knigge, der Volksphilosoph des 18. Jahrhunderts, der es seit zweihundert Jahren als Haltungsexperte in die Bestsellerlisten schafft, die Hauptrolle in diesem Tugendbrevier. Das ist so rückwärtsgewandt erst einmal wie die Sammeltassen, die mir meine Großmutter vermacht hat. Doch die sind ja neuerdings auch wieder modern. Im übrigen soll auf diese Weise auch einer Generation von Frauen gedacht werden, die wir nur als Kriegswitwen, Trümmerfrauen und Großmütter erinnern. Das geht nicht ohne Blick zurück. Ihre Kraft, ihr Trotz, ihr zähes Ringen um den vielfachen Neubeginn sind viel zu schnell vergessen

worden. Das Wirtschaftswunder, die Demokratie und die Entwicklung des Geistes und der Kultur waren ja schnell wieder Männersache. Dieser Versuch über innere Haltungen, die auch äußerlich Halt geben, will mit philosophischen oder theologischen Büchern über Moral nicht konkurrieren. Die persönliche Auswahl könnte auch anders ausfallen. Sie weist große Lücken auf, ist entschieden einseitig und subjektiv, eine schreibende Form der Selbstüberredung gegen die Mutlosigkeit, die mich manchmal krumm und haltlos werden lässt. »Halt dich gerade, Mädchen«, höre ich sie dann sanft rufen.

Das Wort »Tugend« war lange ein Ladenhüter. Mit der Generation meiner Großmutter landete es erst einmal in der Mottenkiste der Geschichte. Es müffelte nach der verlogenen Attitüde einer Generation, die sich erst moralisch desavouiert und dann hinter Vorgartenwohlanständigkeit versteckt hatte. Laster haben dagegen bleibend Konjunktur. Fast könnte man den Eindruck haben, als hätte die dunkle Schattenseite des Menschen klammheimlich die Stelle eingenommen, die früher der Tugend zustand. Lasterkataloge sind eine Art Überlebenswissen in den Untiefen des sozialen Lebens. Gegenwärtig werden die ehemaligen Laster gar zu einer positiven Triebkraft der Gesellschaft umgedeutet. Ein Ökonom erklärt die Habgier zum unverzichtbaren Grundtrieb unseres Wirtschaftssystems. Ein Politiker ruft »das Ende der Barmherzigkeit« aus und nimmt mit diesen Worten den Sozialstaat ins Visier. Eine Bildungsforscherin gibt Neid als wichtige Motivation für den sozialen Aufstieg an. Eltern sitzen am Rande des Sandkastens und ermuntern

ihre Kinder, ihre Ellebogen anständig zu trainieren. »Setz dich durch!«, werden die Drängeleien der Sprösslinge befeuert. »Geiz ist geil.« Mit diesem Slogan wirbt eine Elektromarktkette um Kunden. Was für ein obszöner Reim. Doch laut sagen will das lieber niemand. Schließlich will keiner wie ein Moralapostel dastehen, der kleinlich über die Nachlässigkeit des Sprachgebrauchs anderer wacht oder sofort den Zeigefinger hebt. Schlimmer als jedes Laster, das im Zweifel zur Tugend umgedeutet wird, scheint gegenwärtig das zu sein, was unter dem Stichwort »Moralisierung« das Stirnrunzeln moderner Zeitgenossen provoziert.

Wer wagt es, den Stab zu brechen? Mit der Ablehnung aufgezwungener oder bloß überlieferter Moralvorstellungen ist das moralische Urteilen an sich in Misskredit geraten. In dem Maße, wie das Private bewertenden Blicken von echten oder selbsternannten Tugendwächtern entzogen ist, werden viele ehemalige Moralfragen zur Geschmackssache. Da erzählt jemand davon, dass ein Familienvater aus dem Freundeskreis seine Frau mit drei Kindern wegen einer jungen Studentin verlassen habe, und schiebt entschuldigend hinterher: »Ich will das jetzt gar nicht moralisch beurteilen. Ist aber schlechter Stil, oder?« Mit der Zahl der Lebensformen wird auch die Frage von Moral und Unmoral zu einer Frage des Standpunktes. Und den behält man lieber für sich. Wer will schon Spielverderber sein?

Doch ist das nur die eine Seite der Medaille. Von einer Entmoralisierung des Lebens kann man wahrlich nicht sprechen. Es gibt eine Art der öffentlichen Empörung, die sich so sehr selbst gefällt in ihrer Betroffenheit über die

vermeintliche Verrohung oder Entgleisung, dass sie nur noch als Reflex in einem Spiel von Tabubruch und Erregung wahrgenommen wird. Der Rede vom allgemeinen Sittenverfall hat sich definitiv nicht erledigt. Sie ist an jeder Ecke zu hören. Entmoralisierung und Remoralisierung haben sich in einem Spannungszustand eingependelt. Kein Wunder, dass auch das, was als Laster zu gelten hat, unklar geworden ist.

Laster gelten eher als schlechte Angewohnheit denn als verwerfliche Handlung, die es gesellschaftlich ernsthaft zu ächten gilt. Eine Bagatelle wie Falschparken oder die Lüge aus der Not sind alltägliche Verlegenheiten, die sich jeder großzügig verzeiht. Gier und Geiz als lasterhafte Geschwister werden nur dann an den Pranger gestellt, wenn sie mit einem ganzen Berufszweig in Verbindung stehen.

Wenn Laster auch als Todsünden schon lange nicht mehr ernst genommen werden, so haben sie auch noch als düstere Macken eine geradezu unheimliche Anziehungskraft. Das mag daran liegen, dass in ihnen so etwas wie die Banalität des Bösen aufscheint, aus der so manches Monster entsteht. Viel vom Übel in der Welt nimmt seinen Anfang nicht durch gezielte Willkür oder Niedertracht. Neid und Klatsch, Geiz oder Maßlosigkeit sind in ihren Folgen oft genug zerstörerischer. Moralvergessene Haltungen zeichnen ja nicht nur die echten Schurken aus. Sie gehören zur unheimlichen Aura jedes Menschen. Wie in Schatten folgt uns allen das, was in den abendländischen Lasterkatalogen dingfest gemacht wird und Romanautoren wie Filmemacher zu immer neuen Nacherzählungen animiert. Krimis und Gesellschaftsthriller spie-

len mit dem Bösen, das mitten im Alltag aufscheint, als unscheinbare Nachlässigkeit beginnt und zur echten Schandtat wird. Die zweifelhaften Helden dieser Geschichten sind wie die aufregendere Ausgabe unserer selbst. Deshalb haben sie unsere volle Aufmerksamkeit.

Tugend dagegen klingt verdächtig nach der Moral von Tugendwächtern, die anderen in säuerlichem Ton ihre rigiden Vorstellungen aufreden oder sie gar mit Gewalt durchsetzen. Die Diagnose von der Tyrannei der Tugend trifft vor allem die Verbindung von Tugend und Religion. Die heikle Kombination gibt es nicht nur in der abendländischen Kirchengeschichte. Um der Tugend ihrer Schwestern willen warten heute halbwüchsige Jungen vor deutschen Schulhöfen, damit die Mädchen ihre Haare züchtig unter Kopftüchern verhüllen und keiner »westlichen Versuchung« nachgeben. Blickkontaktsperren werden verhängt, Menschen eingeschüchtert oder bedroht. Aus der Frage von Rocklängen und Kopfbedeckungen kann unter Umständen eine todernste Angelegenheit werden. In den so genannten Gottesstaaten dieser Welt überwachen beamtete Tugendwächter über das Verhalten eines ganzen Volkes. Tugend, die sich mit politisierter Religion verbindet, hat einen bitteren Beigeschmack. Sie verkommt zum Korsett eines unfreien Lebens, das Menschen mit Verboten, Sperren und Tabus aller Art die Luft abschnürt. Nein, das ist wahrlich nicht die Haltung, auf die wir uns besinnen sollten, auch wenn immer wieder Menschen laut von mehr Ordnung und über den Verfall der Sitten faseln.

In der harmlosen Fassung klingt Tugend schlicht nach hochgeschlossenem grauen Rollkragen, pikiertem Gouver-

nantenblick oder einem Leben ohne Spaß und Leidenschaft. Wo von Tugend die Rede ist, kann man sich der Wirkungslosigkeit fast sicher sein. Tugendapostel werden eher bemitleidet als gefürchtet, sie gelten als kleinlich und unsympathisch, aber harmlos. Ganz und gar nicht wie meine Großmutter. »Von der zahnlosen Jungfer Tugend« sprach schon der Philosoph Max Scheler zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Viel schien dem abendländischen Konzept von geprägten Lebenshaltungen nicht mehr zugetraut zu werden. Immerhin versuchte er sich an der Ehrenrettung der alten Dame. Viele seiner Kollegen tun es ihm heute wieder nach. Das liegt an der Renaissance der philosophischen Lebenssinnmanager. Die moralphilosophische Einsicht, dass Tugenden immer kniehoch im Alltag stehen, steht allerdings in keinem Verhältnis zur Weltferne ihrer Schilderungen. Es gibt kluge Reflexionen über den Verlust der Tugend in der Gegenwart, die ohne die Schilderung einer einzigen verlorenen Tugend auskommen. Das ist deshalb schade, weil ihre Potentiale so unentdeckt bleiben. In der Theologie sieht es auch nicht viel anders aus. Man will sich schließlich nicht lächerlich machen. In den Expertendebatten um die Zukunft des Wirtschaftens, des Alterns oder des Forschens klingen Demut, Barmherzigkeit, Güte und Maß in der Tat naiv oder närrisch.

KEIN HALTEN MEHR

Tugenden werden neuerdings als unzeitgemäße Haltungen wieder öffentlich beschworen. Leider verschwinden sie meistens in der konturlosen Mischung aus Normen, Forderungen und Wünschen, die als »Wertedebatte« die Talkshows und kirchlichen Akademien beschäftigt. Das klingt gut und trifft punktgenau auf Orientierungsnotstand der Gesellschaft, die eher ahnt als weiß, dass es Zeit ist, die Frage nach dem, was unser Leben in Zukunft leitet, neu zu beantworten. Die Pointe der Tugenden wird dabei leider verschenkt, denn wer sich auf sie einlässt, müsste eigentlich bei sich selbst beginnen. So kann es nicht weitergehen, heißt es stattdessen mit dem Grundton der Betroffenheit. Alle sind sich einig und nicken kräftig in die Kamera. Doch dann hüllen sich die Gesprächspartner in Nebelwolken. Es will sich niemand genau festlegen, welche Werte denn für ihn selber auf dem Spiel stehen, an welchen Normen wir uns zukünftig orientieren wollen und von woher die neuen Verhaltensmaßstäbe kommen, die so plausibel sind, dass zumindest die meisten sie als die eigenen Maßstäbe anerkennen. Das lähmt nicht nur die Debatte. Es scheint auch so, als lägen alle in Lauerstellung hinter ihrer Wagenburg und warteten im Schutz der eigenen Clique, des eigenen Berufsstands, der eigenen Partei, und darauf, dass andere den ersten Schritt machen. »Du musst dein Leben ändern« raunt es aus jeder Ecke, das »Du« im Appell bezieht aber niemand

auf sich selbst. Wäre ja auch gelacht, wenn die Änderung der Lebenshaltung zuerst bei mir beginnen soll, wo andere doch viel mehr Verantwortung an dem festgestellten Desaster haben. Ein äußerst beliebtes Gedankenmanöver, auch wenn es selten offen ausgesprochen wird. Währenddessen machen alle so weiter, als wäre nichts passiert, während der Albdruck wächst und sich gleichzeitig eine seltsame Lähmung ausbreitet. Man kann ja doch nichts machen, heißt es dann achselzuckend mit Verweis auf das, was gegenwärtig als »Krise« beschworen wird, ein Wort, das schon beim Hören müde macht.

Kein Halten mehr. Das ist der Eindruck, der einen um den Schlaf bringen kann angesichts der Anhäufung von Zukunftsszenarien, die einem die Schwarzseherei geradezu aufdrängen. In der Tat gibt es Grund zur Sorge auch für robustere Gemüter. Werte und Sicherheiten, die gestern noch zu den Garantien unseres Lebens in Frieden und Wohlstand zu gehören schienen, fallen ins Bodenlose. Der Grund, auf dem es sich einigermaßen sicher stand, schwankt bedenklich. »Erst kaufen, dann zahlen«, dieses Motto der Kreditkartenbesitzer ruiniert nicht nur private Haushalte. Es ist längst im stillen Konsens zum Motto unseres Handelns geworden. Wir verschulden uns nicht nur wegen neuer Autos. »Erst kaufen, dann zahlen« bestimmt im übertragenen Sinne auch unseren Umgang mit der Natur,

mit Ideen und öffentlichen Gütern. Sogar die Gestaltungsoptionen der kommenden Generation werden beliehen. Das Maß ist uns abhanden gekommen. Als verschuldete Gesellschaft stehen wir hoffnungslos beinahe überall in der Kreide. Wir haben uns zu lange damit eingerichtet, gut und gerne auf Kosten anderer zu leben, ohne an die Folgen zu denken. Am teuersten kommen wahrscheinlich die Schulden zu stehen, die man mit Geld gar nicht bezahlen kann. Da kommt was auf uns zu, sagen alle, die den Kopf nicht in den Sand stecken. Wir müssen die Grundhaltung unseres Lebens ändern, sagen vorsichtige Zeitgenossen. Doch einig ist man sich höchstens bei der Diagnose dessen, was schief gelaufen ist. Ansonsten liegt eine Tristesse über dem Land, die weniger der Krisendiagnose als der Einfallslosigkeit geschuldet ist, mit der wir ihr begegnen. Eine heilsame Verunsicherung könnte ja auch waghalsig und erfinderisch machen. Wo nichts mehr feststeht, kann sich manches leichter bewegen, sollte man meinen. Neue Räume lassen sich leichter erkunden, wenn es in den alten muffig geworden ist. Doch von diesem Aufbruch ist wenig zu spüren. Stattdessen hegen wir unsere Ängstlichkeit und verschönern den Kleinmut mit Plastikworten. Da taucht mitten in den Diskussionen um die Zukunft das unheimliche Wort vom »Systemversagen« auf. Das klingt so wie Herzversagen. Bedrohlich, aber auch so, als handle es sich um einen Schicksalsschlag, dem man sich fügen müsse. Die großen Institutionen, Banken und Universitäten, Parteien, Medien und Kirchen seien krank, heißt die nachgeschobene Erklärung. Sie leiden an akutem Vertrauensverlust. Ein dramatischer Befund, doch die Einzelnen sind in dieser Szene erst

mal aus dem Schneider. Systeme sind ja, wie das Schicksal, nicht rechenschaftspflichtig, sie tragen keine Verantwortung und keine Eigennamen, haben keine Kontonummer und keine Lebensgeschichte. Man kann sie nicht persönlich anreden. Vor allem ändern sie sich nicht so leicht. In Systemen werden Fehler nicht gemacht, sie entstehen irgendwo, ohne Quelle und Ort. Systeme sind dumm. Sie können nicht über sich selbst nachdenken. Die Verursacher und die in die verfahrene Situation Verwickelten werden so geschickt anonymisiert, dass sich niemand mehr verantwortlich fühlt. Schuld ist erst recht keine Kategorie mehr in Organisationen, in denen keine Subjekte mehr handeln. Unsere Welt sei so komplex geworden, heißt es aus den berufenen Mündern von Experten. Wer wollte das auch bestreiten? Doch dass die Haltung von Einzelnen mehr oder weniger egal geworden ist, will mir nicht einleuchten. Und schnell schiebt noch jemand einen Satz hinterher, dem kaum etwas entgegenzusetzen ist. Ein echtes Holzhammerargument, das kleine Widerstände gegen das organisierte Prinzip der Verantwortungsvermeidung sofort erschlägt: Was nützt es schon, wenn wir unsere Haltung ändern, und die in China oder am anderen Ende der Welt tun es nicht? Die sind nämlich viel mehr als wir. Also lieber abwarten. Früher musste man mit den Fingern noch auf Nachbarn zeigen, um zu unterstreichen, wie wenig der Einzelne tun kann. Heute reicht es, mit den Händen ziellos in der Luft herumzufuchteln. Irgendwo gibt es immer einen Vorwand. Das schwere Wort von der »Globalisierung« als Ausrede trifft immer. Alleingänge als Holzwege verkauft.

Der allgemeinen Zustimmung über die verfahrene Lage,

GÜTERSLOHER VERLAGSHAUS

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Petra Bahr

Haltung zeigen
Ein Knigge nicht nur für Christen

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 160 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-579-06551-9

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: September 2010

Christsein mit Stil – eine unterhaltsame Anleitung

- Eine Entdeckungsreise zu den Schätzen des Christentums

- Die unverbrauchte Kraft der Tugenden für ein verantwortlich gestaltetes Leben nutzen

Gutes Benehmen hat Konjunktur. Wie Menschen miteinander umgehen, das wird im ganz normalen Alltagswahnsinn immer wichtiger. Doch es geht um weit mehr als nur korrektes Benehmen: Es geht um eine gute Haltung zum Leben – und dabei spielen Tugenden eine wichtige Rolle.

Dieser »Knigge« versteht sich als ein unterhaltsamer Leitfaden für ein Mensch- und ein Christsein mit Stil und Sinn fürs gute Leben. Tugenden sind nicht einfach da, sie müssen immer wieder trainiert werden. Mit diesem Buch lassen sich die Schätze des Christentums entdecken und gewinnbringend nutzen von Menschen, deren Haltung anderen Halt gibt und Hoffnung auf ein besseres Leben macht.

Der Titel im Katalog